Vom „Tell“ und „Julius Cäsar“ entlassen,
Er braucht zunächst nicht mehr den Chor,
Wie jenen flotten Heldentenor,
Und schreibt zuweilen nur noch Briefe
Nach Heringsdorf an seine Naive!
So geht denn, wer auf der Bühne so gern
Gesungen das „Lied an den Abendstern“,
Nach Bayern, in die Berge zu klettern
Und seine Partien in die Schluchten zu schmettern;
Wer durch die Wucht seines mächtigen Liedes
Das Ohr entzückt als einzige Fides,
Der legt sich stundenlang in den Sand
Auf Rügen oder auf Helgoland
Und strebt mit seinem kostvoll schönen
Organ die Wogen zu übertönen;
Und wer das Volk unzählige Male
Zum Weinen brachte als Sentimentale,
Indem er stark mit schmachtenden „Ach's!“
Verdrängte die Rolle seines Fachs,
Verpflichtet, weil weise gewarnt der Vater,
Sich einem besseren „Sommertheater“,
Wo man nicht sonderlich in Rage
Gerät zwar wegen der hohen Gage,
Wo aus der Uebung reicher Gewinn
Jedoch erwächst für die Künstlerin . . . .

Und dieses Faktum, dies Verschwinden
Der Künstler aus natürlichen Gründen,
Das bringt Dir für den Lenz und Mai
Den allerbesten Beweis herbei.
Ich wünsche und hoffe, daß alle Plage
Verbannt Du hattest am Himmelfahrtstage,
Daß, lieber Leser, Du inmitten
Der Menge bist aus dem „Tor“ geschritten,
Um in einem Bier- oder Kaffeegarten
Auf Deinen Nachbar und Freund zu warten.
Und hast Du aus den letzten Wochen
Das neueste dann mit ihm besprochen,
Hast Du gewettet seinen Blick
Auf dem Gebiete der Politik,
So hast Du jene Feierstunden
Mit einem glücklichen Ernst verbunden
Und Dir in rühmenswerter Art
Gestaltet diese Himmelfahrt!

Jean Eschweiler.

Lustige Ecke.

* Unter Freundinnen. Ella: Dieser Elende, beiden von uns an demselben Abend einen Antrag zu machen. Wenn ich nur wüßte, wie wir ihn bestrafen können! — Hella: „Nichts leichter als das! Nimm seinen Antrag an!“

* * *

* Der schlaue Gerichtsvollzieher. Studentin: „Denk' Dir, liebe Rose, nun ist es dem Gerichtsvollzieher doch gelungen, meine goldene Uhr zu pfänden! . . . Er bestellte mich nämlich durch einen anonymen Brief zu einem Rendezvous . . .!“

* * *

* Der Vorsichtige. Tapetenhändler: „Für Ihr Zimmer, Herr Müller, nehmen wir doch wohl eine Tapete in lebhafter Tönung.“ — Herr Müller: „Ja nicht, ich halte doch immer mein Mittagsschlöfchen darin.“

* * *

* Kleines Mißverständnis. Gendarm: „. . . Wie schau'n denn Ihre Papiere aus?“ — Handwerksbursche: „Na, hübsch dreckig jan j' schon!“

Knack-Mandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 18:

Areopag, Urania, Surrogat, Fanatismus, Lorient, Unitarier, Emmerich, Germania, Erdwolf, antinational, Mandoline, Herbarium, Idiom.

Ausflüge am Himmelfahrtstag.

Richtige Lösungen gingen ein 89. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Arthur Hartnuß, Otto Wiechmann, Lore Lehmann, Otto Hesse, Paul Fratscher, Emma Kramer, Geschwister Kaufmann, A. Schubert, Ida Baaß, Frau Johanne Krajewski, Louis Stück, M. Cramer, Marie Hübner, Bannier, Frau Wilhelmine Hoffman, Helene Flügel, Frau Louise Naue, Hermann Mertens, Paul Marx, Hermann Böllner, Paul Probst, Friedrich Gäbler, Gg. Schlereth, E. Rückert, Erich und Gretchen Kaempfe, Artur und Erna Klingner, Frau Hagemann, Gertrud Böge, Herbert und Otto Stelaff, Karl Reimann, B. Blubau, Anna Hoffmann, Marie Brennecke, Rosa Schlegel, A. Schellenberg, Schwestern Himburg, Gustav Bierbrauer, Fritz Bittner, Otto Abel, Erich Wauschkuhn, Curt Hielscher, Hugo und Emmy Bläße, H. Grundmann, E. Stamm, K. Brunner, Max Groß, Woldemar Schmidt, Gustav Schilbe, Anna Schultze, T. Schild, Helene Jaenicke, M. Rulf, Frau Dr. E. Kleemann, Frl. Marie Erler, Karl Schneidewind, Karl Hildebrandt, Otto Splett, Frau M. Nellen, Else Egerland, W. Fischer, Adolf Böckel, Frau Wipplinger, Fr. Golze, Arthur Köhn, Käthe Breitter, Pietro Braun, P. Seidel, Ella Otte, R. und. Fr. Söllinger, Richard Boost, H. Sachse, Hans Röhricht, Eugen Trappiel, Margarethe, Bruno und Edith von Dammann, Walter und Gertrud Apel, Ernst Rudel, Erich Himmel, Rosa Utescher, Wilhelm Lehmann, Rudolf Trotzsch, Kurt Wagner.

von auswärts von: Oskar Dietrich, Wernigerode, Frau Emma Reichardt, W. Müller, Nietleben, F. Heergeselle, Zörbig, Kurt Thiele (Namensunterschrift fehlte), Dölau, Doris Klemm, Stolpen, Wilhelm Kühsendorf, Ammendorf, Max Ködderitz, Endeck.

Prämie: „Onkel Toms Hütte“ von Harriet Beecher-Stowe, eleg. geb.
erhielt **Ernst Rudel**, hier.

Rätsel.

Aus nachstehenden 40 Silben sind 15 Wörter zu bilden und deren Reihenfolge so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen das bezeichnen, was bisher lebhafter Wunsch war und uns nunmehr erfüllt worden ist.

a, a, ab, al, bern, cha, dächt, del, dorf, du, e, e, es, ge, geld, jo, ka, kur, ling, lu, lift, lou, na, nal, nan, nan, ne, nen, nis, nor, o, o, pe, pt, ri, rin, so, su, ve, zi.

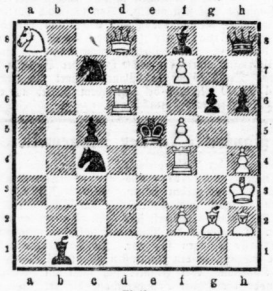
Die Worte bedeuten: Aegyptischer Hafen, Blutwege, Teil des britischen Reiches, geistige Fähigkeiten, Taschengeld der Damen, Vogelsenkung, Straußenart, türkisches Gewicht, Parteimann, Schicksalsgöttin, spanisches Königsschloß, Gewehrfabrikstadt, jüdischer Feldhauptmann, Stadt und Zeug, Held einer älteren Oper.

Prämie: „Im Wasserwinkel“ von W. Heimburg, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ einzusenden.

Schachaufgabe.

Zweizüger von F. Blake, Manchester.



Weiß. (11+9)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 16.
Vierzüger von W. von Holzhausen, Hanau.

W. Ka6, Dg2, Ld2.
Schw. Ka2, Ba3, a7.

1. Lb2 — a1 +, Kb1.
2. Dd2 (auch Lc3) Ka1.
3. De2 . . . .

1. . . . . Kb3
2. De3 a2
3. Ka5.

Verantwortlicher Redakteur: Jean Eschweiler. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 19 Halle a. S., den 12. Mai. 1907

Sopherl.

Eine alltägliche Geschichte von L. Brenkendorf.

Nachdruck verboten.

Zum soundsovielten Male schon flogen heute die Blicke von Fräulein Schmauser mit entschieden mißbilligendem Ausdruck zum Sopherl hinüber. Was die Kleine nur hatte! Immer wieder sanken die Hände müßig in den Schoß, und mit ganz eigen verträumtem Blick sah sie zum Fenster hinaus — in den lachenden, sonnenhellen, klaren Frühlingshimmel hinein.

So recht wollte ihr das Sopherl überhaupt nicht mehr gefallen — schon seit Wochen nicht. Was war das früher für ein lustiges, fleißiges Dingelchen gewesen! Herzerquickend war für das alternde Fräulein Schmauser die Fröhlichkeit und überschäumende Jugendlust Sopherls gewesen — ein wahrer Jungbrunnen. Sie hatte es eigentlich garnicht mehr anders gekannt, als daß bei der Arbeit fröhlich gesungen, gelacht und gescherzt wurde — daß die niederen, ein wenig dunklen Räume von dem zwitschernden Vogelstimmchen und dem klingend süßen Lachen ihrer Kleinen erfüllt waren. Dann war sie eines Tages gekommen — sehr still und sehr bedrückt, hatte ihren Platz am Fenster eingenommen und nicht ein einzig Wörtlein gesprochen. Alles Zureden, alles Fragen Fräulein Schmausers war erfolglos geblieben. Und wie es an jenem Tage gewesen, so war es durch Wochen geblieben. Pünktlich auf die Minute stellte sich Sopherl im Geschäft ein — und pünktlich mit dem Glockenschlage sieben packte sie ihre Arbeit zusammen um zu gehen. Dabei sprach sie kaum noch das Notwendigste, lachte nicht mehr und sang nicht — kurz, sie war eine Andere geworden.

Das gutherzige alte Fräulein, dem ihre Angestellte — Sopherl war „Putzfräulein“ im Hutmagazin Rosalie Schmauser — sehr ans Herz gewachsen war, zerbrach sich vergeblich über diese auffallende Veränderung den Kopf. Das nächstliegende war ja, an eine Liebesgeschichte zu denken. Aber sie kannte die Familie Sopherls — der Vater war ein biederer Buchbindermeister — wußte, mit wem sie umging, kannte jeden jungen Mann ihrer Bekanntschaft. Und es war niemand darunter, der auch nur ernstlich in Frage gekommen wäre. Wenn sie einmal diesen oder jenen Namen in Sopherls Gegenwart andeutungsweise erwähnt hatte, um die Wirkung auf das junge Mädchen zu erproben, war es noch stets gleichgültig geblieben und hatte nicht die kleinste Erregung oder Verlegenheit an den Tag gelegt. Und daß Sopherl etwa einen heimlichen Umgang hatte — mit einem, den die Eltern und sie, Fräulein Schmauser, nicht kannten — das vermochte sie nicht zu glauben. Sie wußte, Sopherl war streng erzogen, und die Eltern ließen es nicht an Sorge und Aufsicht fehlen. Nein, nein — sowas tat das Sopherl nicht.

Aber sie mußte doch mal mit den Eltern reden, wenn das so weiterging. Ob die denn garnichts merkten? Sie mußten es doch sehen, wie das feine Gesichtchen blaß und schmal geworden war — wie tiefe Schatten unter den Augen lagen, und wie schmerzlich es oft um den kleinen Mund zuckte.

Wenn sich das Kind ihr nur anvertrauen wollte! Aber Fräulein Rosalie Schmauser drängte sich in niemandes Vertrauen. Vielleicht machte sie ja damit das Unheil nur noch ärger, wenn sie der Kleinen zeigte, daß sie etwas wahrgenommen. Dazu war am Ende doch nur die Mutter berufen.

Mit müden, lässigen Bewegungen hatte das Sopherl seine Arbeit beendet. Müde und langsam auch erhob sie sich, als die Wanduhr mit heiseren Schlägen die siebente Stunde anzeigte. Sie räumte Stoffe und Arbeitszeug bei Seite, rückte sich vor dem Spiegel das Hütchen zurecht und ging nach leisem, kaum verständlichen Gute-Nacht-Gruß hinaus.

Auf der Treppe blieb sie erst einmal aufatmend stehen. Sie lauschte, ob ihr vielleicht jemand folgte; ein paar Augenblicke stand sie zögernd — dann ging sie rasch hinunter, über den dämmerigen Hausflur auf die Straße hinaus.

Einige Häuser weiter stand ein hochgewachsener, schlanker junger Mann. Er ließ sie ruhig vorüber, und nur für eine winzige Spanne Zeit trafen sich ihre Blicke. Ohne ihren Schritt zu mäßigen, ging Sopherl weiter, von ihm gefolgt. Und erst in einer Nebenstraße blieb sie stehen, um ihn zu erwarten.

Tief, tief senkten sich ihre Blicke in einander. Und unbekümmert darum, daß man sie vielleicht beobachten mochte, neigte er sich herab, um ihr Handgelenk zu küssen.

„Guten Abend, mein Liebl“ sagte er mit einschmeichelnd weicher Stimme. „Wie lange ich wieder auf Dich gewartet habe! Ist es denn garnicht möglich, daß Du ein wenig früher kommst?“

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Du weißt doch, daß es nicht geht, Wolfgang!“ sagte sie leise. „Aber komm — wir dürfen hier nicht stehen bleiben! — Es kann uns so leicht jemand bemerken, der mich kennt.“

„Und wäre das denn wirklich ein so großes Unglück, Lieb?“ gab er zurück. „Ich habe manchmal beinahe gewünscht, daß sich etwas ereignen möchte, das uns — das uns zwänge — —“

Er vollendete nicht und strich sich nervös mit der Hand über die Stirn. Ruhig blickte sie ihn an.

„Ich verstehe Dich nicht“, sagte sie. „Wozu zwänge? — Und ich — ich habe — ich habe mit Dir zu reden, Wolfgang!“

Er zuckte ein wenig zusammen. Dann aber warf er den charakteristischen Kopf mit den scharfgezeichneten Zügen und dem welligen dunklen Haar in den Nacken.

„Wieder das alte Lied vom Entsagen — nicht wahr?“ sagte er ungeduldig bitter. „Von Freundschaft und dergleichen?“

Jenes schmerzliche Zucken an den Mundwinkeln, das auch Fräulein Rosalie Schmauser wahrgenommen, war wieder um Sopherls rote Lippen. Er aber sah es nicht, denn er starrte düster geradaus.

„Ja — davon wollte ich mit Dir sprechen.“ Sie war sehr tapfer, das kleine Mädel, und nichts von der Todestraurigkeit in ihrem Herzen klang in ihrer Stimme wieder. „Sieh, es kann ja so nicht weitergehen. Du und ich — wir würden beide daran zu grunde gehen. Es muß ein Ende haben, Wolfgang!“

Er lachte rauh auf.

„Ein Ende — ein Ende! — Wie leicht das gesagt ist. Wie stellst Du Dir dieses Ende vor, Sopherl? —
Da gibt's zwei Alternativen — eine Kugel in den Kopf oder das Irrenhaus!“

Er sah sie noch immer nicht an. Und er sah nicht, wie erschreckend elend sie aussah — wie müde die großen braunen Augen blickten, wie matt und schwerfällig sie neben ihm herging.

„Es gibt wohl noch eine andere Möglichkeit“, erwiderte sie leise. „Du hast Deine Arbeit, Wolfgang, die Dir Befriedigung bringen wird — hast eine glänzende Zukunft und hast — Deine Braut.“

Er zuckte zusammen wie unter einem Schlage.

„Ah — das ist's! — Und habe ich Dir's nicht tausendmal gesagt, daß ich mein Verlöbnis lösen werde, wenn Du nur ein Wort sprichst? — Daß ich Alles — Alles aufgebe um Deinetwillen? — Ich bin ja zu Allem bereit, und es ist mir kein Opfer zu groß

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19070512068/fragment/page=0001

Nur besitzen muß ich Dich, Du süße Einzige Du! Seit Wochen spielen wir nun dieses elende Versteckspiel vor den Leuten — seit Wochen muß ich mich mit den langen Minuten begnügen, die ich Dich am Abend sehen darf. Das kann man ja nicht aushalten — es geht über eines Menschen Kräfte. Und niemals habe ich Dich in meiner Gegenwart, durch mich, durch meine Nähe glücklich und froh gesehen. Kaum einmal hört' ich Dich lachen, kaum einmal lüftest Du mich. Mädchen, weißt Du denn nicht, wie ich Dich liebe? — Wie mein ganzes Sein, mein Leben auf Dich und nur auf Dich gestellt ist? Weißt Du denn nicht, daß ich's nicht mehr ertragen könnte, Dich zu verlieren?"

Wie ein Alles mit sich fortreissender Strom waren seine Worte über sie dahingebraust, und nun hing auch sein flammender Blick an ihrem gesenkten Kopfe. Sie hatte keinen Versuch gemacht, ihn zu unterbrechen. Aber sie hielt das Gesicht so, daß er nicht sehen konnte, was sich in ihren Mienen spiegelte — und noch immer klang ihre Stimme leise und ruhig, als sie erwiderte:

„Es würde wohl einen großen Schmerz für Dich bedeuten, Wolfgang, müßtest Du mich verlieren. Aber glaube mir's — Du würdest es verwinden. Und es muß aus sein — es muß! Um deinetwillen wie meiner selbst wegen. Ich kann's nicht länger ertragen. Du sagtest mir, Deine Braut habe Dich sehr lieb. Und wie könnte es denn auch anders sein. Ich weiß, Wolfgang, Du liebst mich sehr, aber ich weiß auch, daß Du die Andere noch immer gerne hast. Und sie paßt ja doch auch so viel besser zu Dir. Ich bin nur ein dummes Mädel, die nichts gelernt hat und nichts weiß. Sie aber muß nach allem, was Du mir erzählt hast, so klug und so gut sein. Wenn Du mich heiratest, ich könnte dennoch nicht glücklich werden in dem Gedanken, daß ich so tief unter Dir stehe — und daß ich Deine Karriere verdorben, daß Du meinetwegen auf eine große Zukunft verzichtet hast. Und auch Du könntest es nicht vergessen. Geh' in Deine Vaterstadt zurück, suche Deine alten Freunde, Deine Braut wieder auf — nimm Deine alten Lebensgewohnheiten wieder an und Du wirst mich bald vergessen."

Er war sehr bleich, und wieder starrte er düster vor sich hin. Eine kleine senkrechte Falte war auf seiner Stirn erschienen, und wie im Zorne preßte er die Lippen zusammen.

Minutenlang schritten sie schweigend nebeneinander her — und minutenlang harrte das arme kleine Sopherl voll inbrünstiger Sehnsucht einer Antwort — hoffte sie mit der ganzen Kraft ihres Herzens, daß er sie auslachen würde, daß er ihr sagen würde, wie sehr sie sich in allem täuschte! —

Aber die Minuten verstrichen. Und in der Seele des Mädchen starb die Hoffnung.

An einer Straßenkreuzung blieb sie stehen. Und ohne zu ihm aufzusehen, reichte sie ihm die Hand.

„Wir müssen uns Lebewohl sagen, Wolfgang", sagte sie leise. „Habe Dank für Deine Liebe — und zürne mir nicht! Es hat nicht anders sein sollen."

Einen Augenblick stand er wie in schwerem innerem Kampfe. Dann riß er sie plötzlich in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit heißen, brennenden Küssen, ohne daß sie ihm gewehrt hätte.

Der Atem verging ihr fast unter seinen Liebkosungen, und als er sie endlich freigab, taumelte sie gegen die Mauer eines Hauses zurück. Sekundenlang mußte sie die Augen schließen; und als sie sich aufgerafft war er gegangen.

Da lächelte das Sopherl — lächelte ihr altes, sonniges Lächeln Und dann schlug sie die Richtung ein, die nach dem Flusse führte: — — —

Der blonde Kochstudent.

Humoreske von Wilhelm Georg.

(Nachdruck verboten.)

Aus der Küche, die durch eine Schaltervorrichtung mit dem Speisezimmer des Restaurants „Erbgraf" verbunden war, drang lautes Lachen heller Mädchenstimmen, unterbrochen von einem frischen Jodler, herüber an das Ohr des Mittagsgastes, des allzeit verdrießlichen Assessors Knittel. Er war einer von den vielen Junggesellen, die nicht geheiratet hatten, weil sie den Anschluß versäumt! Das Resultat dieses „Versäumnisurtells", wie es Knittel in einem Anflug bitterer Ironie nannte, bildete Menschenscheu, Weiberfeindschaft und Griesgrämigkeit. So kam es, daß sich der Assessor mit der Zeit zum Sonderling ausbildete, der nur seinen Dienst kannte, seinen Portwein in ziemlich großen Quantitäten trank, dabei Zeitung las und Zigaretten drehte. Seltdem ihm sein Freund, der Frauenarzt Wettnar, auf den er bisher großes Stücke gehalten, weil der Doktor, trotz zahlloser Schlummerkissen, gestickter Pesten und dito Tabaksbeutel — alles von zarter Patientenhand — an den Schönheiten des Junggesellenlebens feststeht, gestern diskret andeutete, daß ein Frauenarzt mit solcher Praxis „eigentlich" verheiratet sein müßte, — seitdem er diesen furchtbaren Entschluß seines besten Freundes kannte, dämmerte in ihm eine griesgrämige Stimmung herauf von nie gekannter Güte. Er schalt auf die Suppe des „Erbgrafenkellners", die er „Extraktsuppe" nannte, nörgelte auf den Spargel, bei dem man erst seine Zähne mit neuen Plomben füllen lassen müsse, wenn man ihn kauen wolle, und nannte die pikante braune Hasensauce „Patentsauce", die heute nur den einen Vorzug habe, daß er sie tatsächlich schon noch schlechter genossen. Das sei aber nicht in der Provinzialhauptstadt gewesen, der er jetzt anzugehören das Vergnügen habe, sondern in Rodenstein, einem durch ein Amtsgericht geziertes Nest in der Heide. Und dann dieses Lachen in der Küche, das einem die Galle ins Blut treiben konnte.

„Franz," brüllte er den Oberkellner, einen mit tadellosen Wiener Bartkoteletten gezierten „Ober" an: „Franz, wenn das Lachen in der Küche nicht aufhört, dann esse ich im „Wildschwein", wo jeder Gast wenigstens menschenwürdig behandelt wird!" Franz, die Kanaille, kam mit der devotesten Miene und meinte schüchtern: „Schauen's Herr Assessor die süßen, kleinen Mädels mal an und sagen's mir dann, ob dös a Sünd ist, wann' j' lachen, die Kinder!" Der Assessor warf einen bitterbösen Blick nach der Richtung, aus der das Kichern klang, und meinte dann um eine Nuance diskreter im Tonfall: „Natürlich, der blonde Kochstudent mit dem schrillen Sopran als Chorführer!" Aber selbst dieses halblaute Selbstgespräch war in der Küche von dem blonden Lockenkopf, der aus dem Schalter hervorlugte, gehört worden. Eine Glutwelle überzog das schöne Gesichtchen mit dem Stumpfnäschen: ein schnippisches: „Nein, wie galant," klang in den Speisesaal und zu flog der Schalter. Der Assessor hatte die letzten Worte zwar gehört, schenkte ihnen aber keine Bedeutung; er zündete sich eine Cuxen-Zigarette an und freute sich, wie sich alle Leute freuen, die gut und reichlich gegessen haben. Beim Duft des Zigarettenqualmes, den er gewohnheitsmäßig durch die Nase blies, kam ihm sogar etwas wie ein schalkhafter Gedanke. Als Franz abservieren wollte, bat er ihn, noch einen Moment zu warten. Zögernd riß er ein Stück Papier aus seinem Notizbuch und schrieb mit dicken, steilen Schriftzügen darauf: 1. Chorinther 14. 34: „Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeine, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern untertan sein, wie auch das Gesetz sagt." „So, Franz," befahl der aufgeräumte Assessor behnahe gutgelaunt, „legen Sie diesen Zettel auf diejenige Schüssel, die der blonde Kochstudent in die Hände bekommt; eine Antwort begehre ich nicht, denn an einem Bibelwort soll man ebensowenig wie an einem Kaiserwort — drehen noch deuteln!" Franz nickte beißällig, steckte seinen Groschen Trinkgeld ein und wandelte stolz wie einer, der sich einer hohen Mission bewußt ist, mit dem Corintherbrief nach der Küche.

* * *

Einundeinhalbes Jahr waren seitdem verstrichen. Aus dem hageren Assessor war ein wohlbestallter Amtsrichter geworden, mit Neigung zum Embonpoint, das besonders dann stark bemerkbar wurde, wenn er seine weiße Weste, den „Gipsverband", trug, wie der Referendar Lustig in wenig ehrerbietiger Weise das Lieblingsgilet seines Vorgesetzten nannte. Amtsrichter Knittel hatte das Avancement allerdings mit einem Opfer erkaufen müssen, er war aus der Provinzialhauptstadt nach dem Heidedorf Rodenstein versetzt worden, wo seine einzige Zerstreuung in der richterlichen Beurteilung von Handwerksburschen bestand, die beim Betteln abgefaßt wurden, was im Sommer gar nicht, im Winter höchstens zwei bis dreimal stattfand; die übrige Zeit war dem Grundbuchamte, dem Skatdreschen im Kasino „Zum stolzen Hahn" und einigen Jagdpartien gewidmet. Für die Jagd schwärmte er indessen nicht sonderlich. Da ging er doch lieber zuweilen nach dem kleinen Sekundärbahnhof, wenn der Mittagszug ankam. Da konnte er wenigstens Menschen sehen. Manchmal lohnte sich allerdings auch diese Wanderung nicht, denn außer der Botenfrau, einem Hausierer und einem Geschäftsreisenden verließ oft niemand den Zug, so daß der Bahnhofswirt, der in einem Anfall sträflichen Leichtsinns ein Fäßchen angesteckt hatte, aus Liebe zum Geschäft selbst das größte Quantum zu sich nehmen mußte. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß Amtsrichter Knittel auf allerlei dumme Gedanken kam. Er ertappte sich dabei, wie er mit dem Feuer spielte, jenem heißen, verzehrenden Feuer der — Liebe, die er für die Nichte des reichen Wirtes „Zum stolzen Hahn" empfand. Das Gesichtchen gefiel ihm, der Blondkopf interessierte ihn. Freilich, den hatte er schon irgendwo gesehen. Auf dem nächsten Kasinoball ward sie, die blonde Grete, seine Tischdame. Wie sie charmant zu plaudern wußte, wie sie verstand, Vielliebchen mit ihm zu essen und von draußen, von der Welt zu erzählen! Freilich, sobald das Gespräch auf Br., die Provinzialhauptstadt, kam, brach sie plötzlich ab und wurde verlegen. Nach dem Kotillon gestand er ihr seine Liebe. „Werde nur nach dem Kotillon geständig," hatte ihm sein alter Freund, der alte pensionierte Amtsgerichtsrat Luchs, gestern noch gesagt. Ich habe in meiner Eigenschaft als Kasinopräsident die meisten Verlobungen nach dem Kotillon entstehen sehen." Und Knittel tat, wie ihm geheißen. Grete wurde ordentlich rot und bat sich Bedenkzeit aus. In ihren Augen leuchtete es dabei schelmisch und übermütig zugleich. Morgen mittag sollte er an der Tafel im Kasino, in der zusammengefalteten Serviette, die Antwort finden. Knittel lachte über die Idee und war's zufrieden. —

Die Nacht dauerte ihm zu lange, der Vormittag wurde ihm zur Ewigkeit. Endlich schlug's eins, die Tischzeit im „Hahn". Wie ein Geier stürzte er auf seinen Stuhl, riß die frisch gefaltete Serviette aus dem eisenbeinernen Ring und las — las — seine eigenen Schriftzüge: 1. Corinther 14, 34: „Eure Weiber lasset schweigen . . ." Darunter war von zierlicher Frauenhand geschrieben: „Es küßt Dich, trotz alledem „Der blonde Kochstudent!" —

An diesem Mittag ist im „Hahn" so viel Sekt getrunken worden wie nie zuvor. Und gelacht wurde, daß die Wände wackelten; am lautesten aber waren die „Kochstudenten" in der Küche, denen die Mamsell erzählt hatte, wie „sie" sich kennen lernten. Das Lachen hat die Grete, selbst als sie stattliche Amtsgerichtsrätin geworden und der erste Schnee in ihr blondes Haar gestiegen kam, nie verlernt.

Welche Genauigkeit kann eine Uhr erreichen?

Eine Uhr von möglichst genauem Gang ist für viele Betätigungen des Menschen wünschenswert oder gar ein Bedürfnis. Die allergrößten Ansprüche aber an die Uhren macht doch erst die Wissenschaft und zwar zu allererst die Himmelskunde. Eine berühmte Uhr, die seit dem Jahre 1850 an der Sternwarte von Greenwich in Betrieb ist, hat einen Fehler von $^1/_7$ Sekunde täglich, was schon als eine recht gute Leistung betrachtet werden kann. Aber es wäre wohl traurig, wenn die Uhrmacherkunst im letzten halben Jahrhundert nicht noch weitere Fortschritte gemacht hätte. Das ist aber, wie man weiß, recht wohl der Fall gewesen, und so konnte dieselbe Sternwarte das neue Jahrhundert mit der Aufstellung einer Uhr beginnen, die nur eine mittlere Abweichung von $^1/_{90}$ Sekunde in ihrem täglichen Gang aufweist. Es gibt nach einer Mitteilung von English Mechanic nur noch zwei oder höchstens drei Uhren auf der Erde, die noch besser gehen, nämlich eine an der Berliner Sternwarte, eine an der Sternwarte zu Leyden und eine an der Seewarte der Vereinigten Staaten. Die mittleren Abweichungen dieser Uhren belaufen sich auf $^1/_{40}$ bis $^1/_{50}$ Sekunde pro Tag. Um diese Genauigkeit zuwege zu bringen und zu erhalten, sind solche Uhren in ein luftdichtes Glasgehäuse eingeschlossen und in einem Gewölbe aufgestellt, wo die Temperatur stets auf gleicher Höhe bleibt. Professor Eichelberger hat im Anschluß an diese Mitteilungen über eine Uhr berichtet, die im Gegensatz zu jenen imposanten Betrieben der neuesten Uhrmacherkunst ein Muster von Einfachheit ist. Sie wird in dem indischen Staat Nepal als Zeitmesser benutzt und besteht in einem Kupfergefäß, das ein kleines Loch im Boden besitzt. Auf Wasser gesetzt, füllt es sich in bestimmter Zeit und sinkt dann unter, was genau 60 mal am Tage geschehen soll. Jedesmal, wenn das Gefäß untersinkt, gibt ein Gong eine Anzahl von Schlägen, durch die angezeigt wird, wie weit es noch bis zum Sonnenuntergang ist. Den Tagesanfang bestimmen die Leute dort übrigens nach der Zeit, wenn man die Haare auf dem Handrücken gegen den Himmel erkennen kann.

Die Eisenbahn auf die Zugspitze.

Bergbahnen sind in dem zu Deutschland gehörigen Alpengebiete bisher nicht vorhanden. Es hat das seinen Grund, da dasjenige Publikum, das die unverfälschte Ursprünglichkeit Oberbayerns der hochentwickelten schweizerischen Fremdenindustrie vorzieht, durch Bergbahnen eher abgestoßen als angelockt werden würde. Immerhin gibt es Leute, die anders denken und die es durchgesetzt haben, daß eben jetzt von schweizerischen Unternehmern mit dem Bau einer Bergbahn von Schliersee auf den Wendelstein begonnen wird. In technischer Hinsicht bietet dieses Unternehmen nichts besonderes. Weit kühner ist, so wird der „Köln. Ztg." geschrieben, der Plan einer Bahn auf die Zugspitze, also eines Schienenweges auf den höchsten Berggipfel Deutschlands. Ob noch das jetzt lebende Geschlecht die Verwirklichung sieht, mag dahingestellt bleiben. Einstweilen hat die Regierung der Lokalbahn-Aktiengesellschaft in München die Genehmigung zu den Vorarbeiten erteilt. Von den zur Zugspitze hinaufführenden Wegen ist derjenige durch das Reintal zwar der längste, aber auch weitaus der bequemste. Die Entwürfe von W. A. Müller wollen aber die Bahn nicht auf diesen Wege den Gipfel erreichen lassen, sondern über den Eibsee, zu dem die Zugspitze steil abfällt. Von Garmisch-Partenkirchen aus würde eine gewöhnliche Reibungsbahn zum Eibsee und von hier aus in zwei Abschnitten Seilbahn zur Zugspitze führen. Die zwei Abschnitte sind deshalb notwendig, weil Seilbahnen nicht länger als etwa $2^1/_2$ km sein dürfen. Uebrigens würde die zweite Hälfte der Seilbahn völlig im Tunnel liegen. Der Schöpfer des Planes rechnet mit einem Kapitalaufwand von 4200000 Mk. und bei elektrischem Betrieb mit einer Fahrtdauer von $1^1/_2$ Stunden von Garmisch aus.

Kontraste in der Modewelt.

Zwei Künste, die der Mode gleich eifrig dienen, scheinen miteinander in Fehde zu liegen: Schneider- und Modistinnen-Kunst, die doch eigentlich Hand in Hand gehen sollten, entfernen sich mit offener Absichtlichkeit von einander und wollen sich gar nicht wieder zusammenfinden. Seit Jahren schon wandelt jede ihren eigenen Weg ohne Rücksicht auf die andere. Dadurch ist der Mode viel Harmonie verloren gegangen, und die Kontraste drängen sich vor. In der Harmonie der Toilette liegt vornehme Eleganz, in den Kontrasten pikante Eigenart. Wir haben also jetzt die Kontraste. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen an die weiße Kleidermode der letzten Sommersaison, die bei der Jugend so reizend stand und die Alternden verjüngte. Wie bezaubernd dagegen die bunte, altfarbige Mode, die zugleich von den Modistinnen geboten wurde. Man hat sich aber daran gewöhnt. Dieses Mal soll es umgekehrt sein. In der Konfektion schwärmt man für Farbe, für bunte Effekte voll Eigenart, und die Modistinnen gefallen sich in der Vorliebe für weiß. Weiß sollen die Hüte sein, weiß die Straußfedern, die kühn auf ihnen emporragen, weiß die Phantasiegespenste, die ihre Köpfe umwallen, weiß sogar die Blumen, die Blätter, ja selbst ihre Stengel. Es ist eine Mode für die Brünetten. Die japanischen gelb-roten, grün-blauen, hellgelblichen Töne und die bunt gemischten Farbeneffekte dieser Saison heben die brünette Schönheit vorteilhaft hervor, und das große weiße Hutbad gibt dem brünetten Kopf mit seiner breit gescheckten Haarfülle das wirkungsvollste Relief. Die braune Haarfarbe ist die einzige bei der Mode in Frage kommende. Das beweist die Bekleidung der Hutpangen, die aus Büschchen von braunem Tüll besteht und lediglich dazu dient, dem Halbkranz künstlicher Löckchen von gleicher Farbe eine lustige, doch unsichtbare Stütze zu sein. Keine Dame, die irgend welchen Anspruch erhebt, als chic zu gelten, darf noch länger blond sein.

Der Liebesroman der Hundertjährigen.

Ein rührender Roman aus dem Leben wird aus Newyork berichtet: Ein Junggeselle von 101 Jahren namens John B. Bundren rüstet sich gegenwärtig zu einer Reise über den atlantischen Ozean, die er im Juni antreten will, um in England seine Braut von 99 Lenzen heimzuführen. Das „junge Paar" will zusammen nach Amerika zurückkehren und sich am 27. August, dem 100. Geburtstage der Braut, in Tatesville (Eastern Tennessee) in dem Hause, in dem sie ihre Kinderjahre verbracht, trauen lassen. John Bundren lebt gegenwärtig in den Bergen bei Tatesville und Miß Rose Me Guire in Preston in Lancashire. Vor 80 Jahren waren die beiden miteinander verlobt und wollten sich heiraten; aber Roses Eltern, die aus England ausgewandert waren, widersetzten sich ihrem Wunsche und schickten sie nach England zurück. John schnürte sein Bündel und ging nach dem Westen, um in einer anderen Umgebung den tiefen Schmerz zu vergessen, in den ihn die Trennung von der Geliebten versetzt hatte. Er war in Kalifornien gerade zu der Zeit der großen Goldfunde, und wie viele andere, so machte auch er hier sein Glück und kehrte als reicher Mann nach Tennessee zurück, wo er sein Geburtshaus und auch das Nachbarhaus, in dem die Jugendgeliebte gewohnt hatte, in seinen Besitz brachte. Vor kurzem sah er eine Gesellschaft von alten Freunden bei sich zu Gaste, von denen keiner unter 90 Jahren alt war. In den Zeitungen wurde von dieser Veranstaltung berichtet, ein englisches Blatt übernahm die Notiz, und plötzlich erhielt John Bundren einen Brief von seiner ehemaligen Braut mit der Anfrage. „Sind Sie derselbe John Bundren, der vor langen Jahren in Tatesville lebte?" Und sie erzählte ihm, daß sie jetzt 90 Jahre alt und unvermählt geblieben wäre. Bundren antwortete, er wäre ihr ehemaliger Bräutigam und erneuerte seine Werbung, die auch angenommen wurde. So hat er sich denn zu seiner Brautfahrt im Sommer entschlossen. Bundren ist für sein hohes Alter außerordentlich rüstig; er hat niemals geraucht oder Alkohol getrunken, hat nie eine Brille gebraucht und nie eine andere Frau geliebt, da er immer noch im Herzen die Hoffnung hegte, daß er doch noch eines Tages mit der Geliebten einer Jugend vereint sein würde . . .

Aus der Himmelfahrtswoche.

(Nachdruck verboten.)

Nun aber fort mit allem Weh',
Das ich noch an Dir hasten seh'!
Seit Wochen lautete die Tendenz,
„Ein frohes Willkommen dem jungen Lenz,
Erscheint beim Empfange zu rechter Zeit
Und öffnet ihm die Tore weit" —
Da mußt Du endlich auch trachten,
Was wir zu unserer Droile machten!
Steh, wer da dichter, als Poet
Im Schutze guter Musen steht,
Der ständig einer Redaktion
Sich widmet ohne lohnenden Lohn,
Der hat den Frühling wohl in hundert
Gedichten wieder erneut besungen;
An ihm liegt's nicht, gab's hier und dorten
Noch Kältegrade verschiedener Sorten;
Sein lyrisch angehauchtes Herz
War stark begeistert schon im März!
Und auch die Damen, die sich viel
Beschäftigen mit dem Gänsefiel,
Weil sie die Musen ebenfalls
Geküßt einst haben auf Stirn und Hals,
Sind dagewesen mit ihrem warmen,
Recht innig empfundenen Frühlingsscarmen.
Und sieh, drum mache jetzt auch Du
Die Jammerbude des Zweifels zu,
Vertreibe, was noch in Dir fest
Gesessen hatte, bis zum Rest
Und wandre in den Sommerschein,
Wie nur der Lenz ihn kringt, hinein . . . . .

Denn daß der Winter das Patent
Nicht mehr besitzt aufs Regiment,
Das merkt ein halbwegs ehrenwert
Vom Schicksal ausgestattetes Pferd.
Die Musentempel, wie sie die meisten
Von unseren größeren Städten sich leisten,
Sind nämlich geschlossen, und über die Bühne
Geh'n böse Geister zur Rache und Sühne.
Du weißt, nicht Alles, was hier oben
Geschah noch oft nur wenigen Proben,
War gut besorgt und aufgehoben
Und von der Presse noch gar zu loben.
Da gab es Dramen, da gab es Possen,
Die hat kein Mensch mit Freude genossen,
Da gab es Opern mit furchtbar schlimmen,
Vom Winter angetroffenen Stimmen!
Nun hat der Direktor die „wogenden Massen"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19070512068/fragment/page=0002